

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 117. Bromberg, den 25. Juli 1925.

Diethelm von Buchenberg.

Von **Berthold Auerbach.**

(8. Fortsetzung.)

Zwölftes Kapitel.

Auch im Schicksal der Menschen gibt es veränderliches Aprilwetter, wenn neue Keime aufgehen. Ein Brief des von Reppenberger bestellten Käufers meldete einen Verschub seiner Ankunft auf mehrere Wochen und ersuchte Diethelm, wenn er früher verkaufen wolle, mit Proben nach der Hauptstadt zu kommen. Diethelm ließ sich aber dadurch nicht abhalten, im Waldhorn prahlerisch seine günstigen Aussichten zu verkünden. Er lief dann hin und her und hatte für alles die genaueste Fürsorge und doch war ihm jedes Tun nur wie ein Nebengeschäft, wie ein gewaltsamer Zeitvertreib, bis es an die einzige wirkliche Tat ging. Als ihn der Waldhornwirt aufforderte, mit auf die Jagd zu gehen, schlug er es ab und doch war sein Antlitz froh gespannt, denn er erinnerte sich des bedeutenden Pulvervorrates, den er im Hause hatte und der sich nun auch zu schicklicher Verwendung eignete. Als Diethelm beim Nachhausegehen in der Nacht an der Kirche vorüberkam, erschrak er plötzlich, da er hellen Schein durch die hohen Kirchenfenster blinken sah. Hat das eine Vorbedeutung, daß die Kirche brennt? Schon wollte Diethelm laut rufen, als es ihm einfiel, daß das ja die Weihekerze war, die er selbst aus der Stadt mitgebracht; auf die Minute hin ist berechnet, wie lang dieses Licht brennt, und ist es nieder und findet keine Nahrung seiner Flamme mehr, dann erlischt es, findet es aber neue weithinziehende, dann . . . Als Diethelm sich endlich von den Knien aufrichtete, sah er verwirrt an sich herab, er konnte sich nicht erinnern, wie er niedergekniet war, es mußte das gegen seinen Willen geschehen sein. Hastig verscharrte er die Spuren seiner Knie im Schnee, und wie er weiter schritt, verscharrte er jede Fußtapfe zur Unkenntlichkeit, und doch wagte er es nicht, geradenweges heimzukehren; bald ängstigte ihn der Gedanke, daß er entdeckt und verraten sei, bald hatte er eine Angst vor seinem eigenen Hause, als ob die toten Wände wüßten, daß er sie in Asche verwandeln wolle, und vorzeitig zusammenstürzen und ihn unter ihrem Schutte begraben. Eine ruhelose Gewalt trieb Diethelm immer weiter, als müßte er entfliehen und hinter sich lassen alles, was ihn kennt und nennt; die Verwandten werden sich schon der Martha und der Fränz annehmen, wenn nur er nicht mehr da war, nur wehe tat es ihm, daß er ihnen nicht Lebewohl gesagt, und Tränen traten ihm in die Augen über seinen eigenen so jähen Tod, den er doch suchen mußte.

In dieser Nacht kämpfte zum letztenmal der gute Geist Diethelms mit seinen schlimmen Vorsätzen in gewaltigem Ringen und eine überraschende Wendung seines Denkens löste auf einmal allen Hader: dir bleibt nichts, als dich selbst umzubringen, das ist eine schwere Sünde — oder Brandstiften, das ist auch ein Verbrechen, aber minder, und du hast schon genug gelitten für das, was du tun wolltest, du hast deine Strafe vorweg empfangen, jetzt mußt du's auch tun und du rettest dich und all die Deinen.

An der Gemarkung von Unterthailfingen kehrte Diethelm um und kam, man kann fast sagen, als hartgefrorener Missetäter heim.

Drei Tage ging Diethelm einsam und in sich gekehrt umher; er verstopfte jede Luke und jeden Spalt auf dem Speicher und sagte sich innerlich Wort für Wort alles vor, was er zur gefahrlosen Vollbringung zu tun habe; denn er gewahrte, wie sein Atem schneller ging bei dem Gedanken an die endliche Ausführung, er wollte sich vor sich selbst sicherstellen, um mit Umsicht und ohne Leidenschaft und Hast, die leicht das Wichtigste übersieht, zu Werke zu gehen.

Am dritten Abend kam ein Bote vom Kohlenhof mit der Nachricht, daß die Kohlenhofbäuerin, die Tochter Marthas erster Ehe, krank sei und nach der Mutter verlange. Diethelm erfaßte dies schnell als eine erwünschte Wendung und drang in seine Frau, daß sie sogleich abreise; er wußte aber allerlei Ausreden, daß er sie nicht selbst führte, er wollte dem Medard den Schlitten mit den beiden Rappen übergeben, aber dieser klagte über Schmerzen in seinem gebrochenen Bein und der Waldhornwirt war gern bereit, die Base zu führen. Diethelm empfahl ihm, bald zurückzukehren, da er morgen auch verreisen müsse.

Als das Fuhrwerk mit Schellengeklingel davonrollte, hob Diethelm die Arme hoch empor und reckte sich wie zum Ausholen für eine schwere Arbeit.

Spät in der Nacht, als alles schlief, ging Diethelm ohne Licht hinab in die Scheune, öffnete den Kutschensitz, nahm die Kerzen sorgfältig heraus, tat das Kienholz in einen Sack, den er sich über den Rücken band, und stieg auf der Scheunenleiter hinauf nach dem Speicher. In der Mitte der gradaufstehenden Leiter, die er doch tausendmal auf und ab gestiegen war, überkam ihn plötzlich ein Schwindel, daß er nicht vor- und nicht rückwärts konnte; er hing wieder wie über einem Abgrund zwischen Leben und Tod und fast schrie er laut auf nach Hilfe, aber noch hatte er Besinnung genug zu überlegen, daß er sich damit ins Elend stürze, und mit letzter Kraft in sich hineinfluchend, stemmte er sich an und kletterte behend von Sprosse zu Sprosse und stand endlich keuchend auf dem obern Boden. Er legte jetzt alles nieder, wo er stand, ja selbst die Pulversäckchen tat er aus der Tasche. Er öffnete einen Laden, um das Mondlicht hereindringen zu lassen, und saß lange ausruhend auf einem Wollballen. Endlich verteilte er das Kienholz in einzelne Schichten, die er zwischen die Ballen legte, dabei sprach er fast laut vor sich hin: „Dorthin die eine, dort die andere Kerze und die dritte zwischen die aufgehobenen Bretter, daß kein Licht nach außen scheint. Ich muß sie kürzen, sie dürfen nur zwölf Stunden brennen." — Jetzt hatte er Kienholz zwischen zwei Ballen geworfen, aber es fiel so dumpf, er griff hinab und ein Schrei des Entsetzens ertönte, Diethelm hatte einen haarigen Kopf erfaßt; er zitterte, daß die Bretter unter ihm dröhnten, eine krallige Hand faßte nach seinem Munde: „Der Teufel, der Teufel!" schrie Diethelm und sank lautlos zu Boden.

„Meister, Meister, ich bin's," rief jetzt eine Stimme und Diethelm richtete sich auf. War das nicht die Stimme des Schäfers Medard? Wunderbar schnell war Diethelm gefaßt.

„Was tust du da? Du hast stehlen wollen, du Zuchthäusler?" rief Diethelm.

„Und wenn auch, was darnach?" erwiderte Medard spöttisch, „die Brandkasse bezahlt's doch."

Rasch schnellte Diethelm empor und mit den Worten: „Ich erwürge dich, du krummer Halunk," warf er sich auf Medard, schleuderte ihn nieder und kniete ihm auf die Brust.

„Ich will ja nichts sagen, lasset nur los," rief Medard mit halberstickter Stimme und Diethelm gewahrte plötzlich, daß er zum Mörder hatte werden wollen, und ließ ab. Wie anders war plötzlich alles geworden, er hatte einen Mitwisser seiner Tat und war allezeit in der Hand eines Fremden.

„Guck," sagte er und ihn selber schauderte vor dem, was er sagte, „ich bin einmal so weit, zurück kann ich nicht mehr, aber ich kann weiter gehen, ich muß es, wenn du mir nicht eine Sicherheit gibst, daß du nie — nie was redest."

„Es gibt nur eine Sicherheit, nur eine einzige," erwiderte Medard, „und die ist fester als tausend Eide."

„Heraus, heraus! Was ist's?" sagte Diethelm, die Hände des am Boden Liegenden festhaltend, und dieser erwiderte:

„Der Munde heiratet Fränz, und wenn mein Bruder all das Sach kriegt, da ist die beste Sicherheit, daß ich nie was red'."

Diethelm preßte vor Zorn die Hände des Medard zusammen, daß dieser laut aufschrie, aber allmählich ließ er doch lockerer und er sagte endlich:

„Meinetwegen, ja, ja, es soll so sein; aber du mußt mittun und du mußt anzünden, wenn ich nicht da bin."

„Das nicht," erwiderte Medard, „aber mit tu' ich und wir schaffen noch ein gut Teil fort, eh' es losgeht."

„Hast denn gestohlen?"

„Was fraget Ihr jetzt darnach? Das ist jetzt alles lauter Schwefelhölzle und ich weiß noch was, was Ihr vergessen habt; ich komm' morgen ins Spritzenhäusle, ich will helfen die Spritze vom Rädergestell auf den Schlitten bringen, und da will ich nur zwei Schrauben an der Spritze losmachen, dann mag man löschen."

„Du bist nicht dumm, du bist gescheit," sagte Diethelm, und mit diesen Worten war der Friede zwischen den beiden geschlossen. Diethelm führte den Knecht, den in der Tat sein kranker Fuß von dem Falle sehr schmerzte, sorglich die Treppe hinab und gab ihm Branntwein zum Einreiben.

Medard sprach viel davon, wie albern es wäre, wenn man nicht noch soviel als möglich beiseite schaffe, aber Diethelm wehrte streng ab, er hatte das Wort auf der Zunge, aber er schämte sich, es zu bekennen, daß er nicht auch noch zum gemeinen Dieb werden wolle, er fühlte im voraus den höhnischen Spott seines Genossen und wies nur auf die Gefahr hin, die solches Beiseiteschleppen, ohne daß man's ahne, mit sich führt. Medard hatte wohl zu verteidigende Einwände und Diethelm fühlte sich geneigt, streng zu befehlen, daß alles nach seiner wohlbedachten Anordnung ausgeführt werde; aber indem er den Befehl aussprach, verwandelte er ihn in eine Bitte und es klang fast wehmütig, wie er den Medard bat, um seiner Beruhigung willen nichts hinterrücks zu tun und alle seine Anordnungen auszuführen.

Medard hatte sich währenddessen gemächlich Knie und Wade eingerieben, und als jetzt Diethelm schloß:

„Wir sind doch eigentlich ganz gleich, ich tu' alles wegen meinen Verwandten und du tust alles wegen deinem Bruder," da schaute Medard grinsend auf und sagte:

„Aber mein Bruder ist jetzt Euer einziger und nächster Verwandter; Eure Letzweiler Krattenmacher haben schon genug gekriegt und für den Munde tun wir alles und ihm muß alles bleiben."

Diethelm biß sich die Lippe blutig über diese freche Rede, die ihm ins innerste Herz griff, aber er schwieg; er sah, wie der kecke Bursche ihn jetzt schon zu meistern begann, und schaute mit Grauen in die Zukunft. Er faßte einen tödlichen Haß gegen den Gesellen und stampfte auf den Boden vor Zorn und Reue, daß er ihn nicht erdrosselt hatte. Jetzt war das nicht mehr möglich, von der Stube aus hätten die Dienstleute im Nebenbau den Hilferuf gehört. Welch ein ausgespitzter Bösewicht war es, an den er zeitlebens gefesselt war, auch nicht einen Augenblick hatte der sich besonnen, die Tat zu vollführen, während er selbst doch so gräßlich mit sich gerungen hatte. Diethelm knirschte in sich hinein, da er die Untertänigkeit gewahr wurde, in die sein immer noch weichmütiges Naturell gegenüber diesem versteiften, hartgesottenen Bösewicht geriet, äußerlich aber war er freundlich und zutulich und nickte zu dem Vorschlage Medards, man müsse vom oberen und zweiten Boden Bretter ausheben, daß die Flamme rasch einen Durchzug fände, bevor sie hinausschlage.

Schwer ist oft die Verzweiflung, die einen Menschen heimsucht, der einsam den Weg des Verbrechens wandelt; aber einen Genossen haben ist höhere Pein: man kann den eigenen Mund hüten, daß er nicht rede, die eigenen Mienen, daß sie nicht zucken, und es kann Tage geben, wo man alles vergißt und sich ausredet, was geschehen ist; in einem Genossen aber spricht bei jeder Begegnung die Tat sich aus, ohne Wort, ohne Wink; und weilt er fern, wer behütet den Mund, wer wahrt die Mienen, daß sie nicht den Ahnungslosen ins Verderben reißen?

Das erkannte Diethelm, da er wieder allein war und es ihm vorkam, als knistere es schon in den Wänden. Als der Hahn krähte, erwachte Diethelm und ballte die Fäuste; der Gedanke schnellte ihn empor, daß nichts übrig bleibe, als den verräterischen Genossen aus dem Wege zu schaffen, der ihn gewiß schon seit Jahren betrogen und mit zu seinem Elend verholfen, aber er bezwang sich und — so seltsam geartet ist das Menschenherz — daß Diethelm aus dieser Selbstbeherrschung einen friedlichen Trost schöpfte: die Tat, die er begehen wollte, erschien unschuldvoll, fast ein Kinderspiel, da er das schwere Verbrechen, den Mord, von sich wies.

Mit ruhigem Gewissen schlief Diethelm abermals ein.

Dreizehntes Kapitel.

Es läßt sich kaum sagen, was in dem beiderseitigen Blicke lag, als sich Diethelm und Medard am Morgen zum erstenmal im Tageslicht begegneten, nur mit Blitzesschnelle streiften sich ihre Blicke, dann schaute jeder vor sich nieder. Medard aber war wieder schnell gefaßt, griff in die Tasche und sagte, die Messingschrauben zeigend, mit triumphierender Miene: „Da, die hab ich heut schon geholt."

„Vergrab sie," sagte Diethelm und winkte dem Medard nach dem Stalle und fuhr hier fort: „Du sagst doch deinem Vater nichts?"

„Nein, das ist nichts für einen Sympathiedoktor. Der Ofen muß aber heut geheizt werden, denn brennt's an einem anderen Ort, da merken sie, daß die Schrauben und Kloben fehlen. Das Flugfeuer kann nicht zünden, die Dächer sind mit Schnee bedeckt. „Aber Meister", fuhr Medard fort, das Wort ging ihm schwer heraus, „wie ist's denn? wollen wir die Schaf' nicht an einen Ort tun? Ihr wisset ja wohl, die sind blitzdumm und können das Fünkeln nicht leiden und laufen grad drein 'nein!"

„Das geht nicht, das könnt' den Leuten verdächtig vorkommen, es muß alles bleiben, wie es ist. Ich sag' dir's noch einmal, es muß alles bleiben, wie es ist."

So schloß Diethelm und ging nach dem Hause. Hinter ihm drein aber streckte Medard die Zunge heraus und fluchte vor sich hin: „Du verdammter Scheinheiliger, wart', du Waisenpflegerle, popple* du nur die ganze Welt an und tu, wie wenn du kein Tierle beleidigen könntest, dich hab' ich; ich halt' dich am Strick um den Hals, du sollst mir's teuer bezahlen, daß du die unschuldigen Schafe verbrennst, du sollst mir nimmer Mäh machen und nicht mucksen, wenn ich dich anguck'." In der Seele dieses Menschen, bereit zum Verbrechen, empörte sich noch das Mitgefühl für die Tiere, die er jahraus, jahrein hütete, und dieses Mitgefühl verwandelte sich in neuen giftigen Haß gegen Diethelm und dieser war ihm so erlabend, daß er sich auf die Vollführung der Tat wie auf eine Lustbarkeit freute.

Diethelm aber, der nach dem Hause ging, lächelte vor sich hin; die Messingschrauben wurden zu sicheren Handhaben gegen Medard. Die Zerstörung der Feuerspritze, das war eine Tat, mit der er Medard gefangen halten konnte, er selber konnte jede Beteiligung leugnen, er konnte mindestens damit drohen, und wenn die Sache herauskam, so wälzte dieser Vorgang allen Verdacht auf Medard. Es galt nun behutsam in dem Mitwissen des Waldhornwirts und vielleicht bei einem andern festzustellen, daß und wie Medard beim Überheben der Spritze auf den Schlitten geholfen habe, und dann mußte Diethelm unter der Hand merken lassen, daß er mit Medard unzufrieden sei und ihn aus dem Haus tun wolle. Aber alles nur fein behutsam.

„Du meinst, du hast mich, und ich hab' dich im Sack," sprach Diethelm in sich hinein und freute sich seiner klugen Benutzung der Umstände. So hegten diese beiden Menschen, die so einig schienen, im Innersten den tiefsten Haß gegen einander, und während sie noch gemeinsam die Tat zu vollbringen hatten und noch nicht der Beute habhaft waren, dachte ein jeder schon daran, wie er dem andern den Genuß verkümmere und ihn gefangen halte.

Unter der Tür traf Diethelm einen Boten vom Kohlenhof mit der Nachricht von Martha, daß ihr noch mancherlei geschickt werden solle, da sie die Kranke noch mehrere Tage nicht verlassen könne. Der Bote sah verwundert auf Diethelm, dem die Krankheit seiner Stieftochter gar nicht zu Herzen zu gehen schien, ja in seinem Gesichte drückte sich sogar eine Freude aus und der Bote, ein armer alter Häusler, dachte darüber nach, wie hart der Reichtum die Menschen mache, denn die Freude in dem Gesichte Diethelms konnte gewiß nur von der Aussicht auf die Erbschaft herrühren. Diethelm dachte aber an nichts weniger als an die Erbschaft, er war froh, daß seine Frau noch länger wegblieb; in der nächsten Nacht mußte die unterbrochene Vorbereitung vollführt und alles rasch zu Ende gebracht werden. Er ließ daher seiner Frau sagen, sie möge nur ruhig bei ihrer Tochter bleiben, da er ohnedies morgen verreise.

Im Waldhorn war heute Diethelm besonders aufgeräumt, und als der Wirt sein Geschick lobte, das ihn immer mit unverhofftem und neuem Glück überhäufe, nickte Diethelm still. Er freute sich, daß man an den großen Gewinn glaubte, den er aus dem Verkauf seiner Vorräte mache. Das ließ gewiß nie einen Verdacht aufkommen, geschehe,

---

* anpoppeln = anlügen.

was da wolle. Dennoch erzitterte Diethelm innerlich, als der Vetter Waldhornwirt erzählte: „Denk' nur, was heute geschehen ist. Wie wir heute die Spritze abheben, ist ein Rudel Schulbuben drum 'rum, der Schmied jagt sie fort, aber die sind wieder da wie die Bienen auf einem blühenden Rapsfeld. Und wie jetzt der Schmied eine Peitsche nimmt und unter die Buben einhauen will, da ruft der alt' Schäferle: „Laß sein, bei so etwas darf man sich nicht versündigen und die Kinder können nichts dafür, sie hören immer davon und sehen das ganze Jahr die Spritze nicht und da sind sie gewunderig froh, wenn sie das einmal am hellen Tag und in der Ruhe sehen." Könnet Euch denken, Vetter, was auf die Red' für ein Geschnatter und Getrappel ist, und wo man hinguckt, hängt so ein junger Malefizbub und mit Müh und Not werden wir fertig, ohne so einem die Finger abzutreten. Wie wir eben fortwollen und der Schmied das Tor in der Hand hat, um zuzuschließen, da hören wir, wie die Spritze von selber zweimal pumpt, grad als ob man's hüben und drüben heben tät. Da ruft der alt' Schäferle: „Höret ihr? Eh' drei Tage vergehen, brennt's im Ort." Der Schmied ist so bös, daß er die Tür zuschlägt und fast den alten Schäferle dazwischen klemmt. Dein Knecht, des Schäferles Medard, hat sich geschämt, daß sein alter Vater so dummes Zeug schwätzt, und ist davon und die Schulbuben rennen durchs Dorf und schreien überall: „In drei Tagen brennt's." Dem alten Schäferle sollte man seine dummen Prophezeiungen verbieten, aber hier fürchtet sich alles vor ihm und — sollt' man's meinen, wo man hört, glauben die Leut' alle an die Prophezeiung und da sind die Leut' hier noch stolz auf ihren Ort. Bei uns daheim in Letzweiler fände man keine zwei alten Weiber, die so was glauben täten, und der Ort liegt doch nicht an der Landstraß' wie Buchenberg."

(Fortsetzung folgt.)

Dirschau.*

Es ist ein eigenes Gefühl, wenn man in Dirschau an der Weichsel steht und die beiden Eisenbahnbrücken entlang schaut und — nicht hinüber darf und kann!

Dirschau kann beides sein, völker- und länderverbindend und -trennend. In der Geschichte ist es darum gar oft zu den heftigsten Kämpfen gekommen. Es ist einer der wichtigsten Knoten- und Stützpunkte und Brückenköpfe. Was sind hier während des letzten Krieges für Truppendurchzüge und -verschiebungen erfolgt! Und dabei ist es seltsam, daß zuerst nicht Dirschau, sondern Liebschau, ein Dorf eine Meile westlich von Dirschau, kirchlicher und staatlicher Mittelpunkt des Gebiets war. Die in Liebschau herrschenden Pommerellenteilfürsten nannten sich geradezu „Fürsten von Liebschau".

Erst Herzog Sambor errichtete die Burg Dirschau hart am Steilufer der Weichsel (neben dem Schützenhause) und legte daneben auf einem zum Flusse vorspringenden Hügel, zu beiden Seiten von Parowen (Schluchten) begrenzt, eine Stadt gleichen Namens an. Am 30. April 1252 ist der Schloßbau fertig. Freilich dürfen wir uns das Schloß Sambors nicht als Prachtbau denken. Es war kaum mehr als ein Blockhaus, und die Umwährung bestand nicht aus Steinen, sondern aus Holzplanken. Der Ort ist wohl zu gleicher Zeit neben der Burg entstanden, 1258 wird schon ein Schultheiß Johann von Wittenberg erwähnt. Im Jahre 1260 verleiht Sambor der neuen Siedlung das Lübecker Stadtrecht. Seit 1229 war der Herzog mit Mathilde von Mecklenburg und Vorpommern vermählt. Er hatte in dem Heimatlande seiner Frau die hochentwickelte deutsche Kultur, vor allem der deutschen Bürger und Eisterzienfermönche in Doberan, kennen gelernt und zog nun deutsche Bürger und Mönche in seine Besitzungen, um hier den Kampf mit der Unkultur aufzunehmen. Das Lübecker oder Lübische Recht, das außer Dirschau auch Hela erhielt, zeigt in der Verwaltung und in der Erbfolge Unterschiede vom Magdeburger-Culmer Recht, das sonst in Pommerellen üblich war. Nach Lübischem Recht steht der Voigt oder Richter an der Spitze, nach Culmer der Bürgermeister; nach Culmer Recht erben die weiblichen Mitglieder zu gleichen Rechten, nach Lübischem nicht.

Sambors Neffe und Nachfolger, Herzog Mestwin, erwies sich ebenfalls als Freund der jungen Gründung. Am 8. Mai 1289 gründete er in der Stadt ein Dominikanerkloster.

Da in Dirschau eine Zollstation eingerichtet war, sah der deutsche Ritterorden seine Schiffahrt behindert und den Zutritt der Fremden gelähmt und schaute nach Gelegenheit, um den wichtigen Ort in seine Gewalt zu bekommen. Diese Gelegenheit fand er in dem Zwiste der Brandenburger und der Pommerellenfürsten. 1309 wurde Dirschau erobert. Der Stadt wurde das Lübische Recht genommen und „ganz Colmisch Recht" gegeben. Das Schloß Sambors wurde neu und fest aufgebaut. Außerdem baute der Orden vor der Stadt ein St. Georgshospital zur Pflege der Aussätzigen (auf der Stelle des heutigen evang. Friedhofes).

Nach der Schlacht bei Tannenberg wurde Dirschau vorübergehend von Polen und Litauern eingenommen, aber bald darauf durch „achtbare Leute" (Edelleute) wiedergewonnen. Ein furchtbares Geschick ereilte die Stadt aber im Jahre 1433. Der König von Polen hatte die Hussiten gegen das Ordensgebiet geleitet. Die Hussitenhorde brauste auch gegen Dirschau. Die städtische Obrigkeit hatte trefflichen Widerstand organisiert, und die Hussiten waren im Begriff, davonzuziehen, aber da fand die Stadt an der „Versäumnis und Unwilligkeit" der eigenen Mitbürger, wie der Stadtchronist schreibt, den heftigsten Widersacher. Diese hatten sich nämlich nicht entschließen können, einige Gebäude und Scheunen, die bei dem großen Aufschwunge der Stadt sich bis in die unmittelbare Nähe der Stadtmauern gedrängt hatten, beim Anrücken der Feinde niederzureißen. Diese Scheunen steckten die Hussiten vor ihrem Abmarsch an. Das Feuer griff nach der Stadt hinüber, und so ging Dirschau „am eigenen Feuer" in Flammen auf. Die Hussiten besorgten die Plünderung gründlich, das verstanden sie.

Während des Städtekrieges kam Dirschau wechselnd in die Hand des Ordens und der Bündler. Die Treue zum Orden ist nicht immer ganz fest gewesen. Freilich erfolgte der endgültige Verlust durch Verrat der Ordenssöldner. Diese verkauften 1457 wegen rückständigen Soldes einfach Burg und Stadt dem Polenkönige. Im 13jährigen Städtekriege wurde das Schloß zerstört und abgetragen.

Zu polnischer Zeit hat Dirschau stets seinen deutschen Charakter bewahrt. Kein Schriftstück der Dirschauer Behörden ist in polnischer Sprache abgefaßt, sämtliche Erlasse sind, soweit sie erhalten, in deutscher oder lateinischer Sprache erschienen. Bezeichnend ist auch ein Brief der Stadt Dirschau vom 23. September 1494: „Die Danziger haben den Dirschauern Söldner zu Hilfe geschickt, gute, fromme Leute, auch hätten wir sie gerne bei uns behalten, sunder das Volk kann nicht polnisch mit en reden".

Die Starostei Dirschau war in den ersten Jahren an Danziger Bürger, z. B. Ferber, ausgetan.

Die Dirschauer Pfarrkirche, ursprünglich nur Filial von Liebschau, war mit der Zeit groß ausgebaut worden. Vom Jahre 1492 ist noch ein Kelch vorhanden mit der Inschrift: „Dysser kelch hort yn dy bruderschaft zu Dyrschaw" (Dominikaner).

Zur Zeit der Reformation wurde Dirschau, wie alle anderen Städte Pommerellens, lutherisch. 1567 wurde für die lutherischen Abendmahlsgottesdienste die St. Georgskirche, die lange Zeit keinen bestimmten Zwecken mehr gedient hatte, verwendet. Am 2. Oktober 1570 wurde für diese St. Georgskirche vom Könige Sigesmund II. August ein Religions-Privileg erteilt. Dieser Tag ist also als der eigentliche Gründungstag der evangelischen Gemeinde Dirschau anzusehen. Da die Bürger der Stadt sich mit ganz geringen Ausnahmen zur lutherischen Lehre bekannten, wurde auch die Pfarrkirche für den evangelischen Gottesdienst in Anspruch genommen. 1596 aber verdrängte sie der Bischof Rozrazowski daraus.

Inzwischen war über Dirschau ein großes Unheil gekommen. In Marienburg sollten (1577) Friedensverhandlungen in den polnischen Thronfolgestreitigkeiten stattfinden und die verschiedensten Gesandten zogen durch Dirschau. Dieses seltsame Schauspiel durfte man sich nicht entgehen lassen. Es war am 4. Oktober in der Mittagsstunde. Vor den Toren der Stadt hatten polnische Heiduken ein Feuer angezündet, um ein Schwein zu braten. Da erscholl der Hornruf, daß viele fremde Gespanne durchzogen. Die Heiduken ließen Feuer Feuer sein und rannten, um die Fremden zu begaffen. Das Feuer aber sprang auf die Scheunen der Vorstadt und legte in 3½ Stunden die ganze Stadt in Asche, nur die Kirchen, drei Häuser am Markt, darunter die sog. Johanniter-Komthurei, zwei sog. Komthureispeicher, früher den Johannitern von Liebschau gehörig, blieben erhalten.

In der späteren Zeit hatte die Stadt mancherlei von den Adels-Konföderationen (Rokosch) zu leiden. Ein Rittmeister Reclawski z. B. drang gewaltsam in die Stadt ein, verhöhnte die Bürgerwache, behandelte den Bürgermeister auf das Schnödeste, tat sich auf Kosten der Bürger gütlich und ließ sich schließlich noch ein Zeugnis über — sein Wohlverhalten ausstellen!

Die Schwedenkriege hat Dirschau auch zu kosten bekommen. Gustav Adolf hat vier Jahre hintereinander, 1626—29, die Stadt besucht und zum Ausgangspunkte seiner Operationen gemacht. Um ein freies Schußfeld zu bekommen, ließ er nicht nur die Scheunen und Gärten vor

---

* Fr. Schultz: Geschichte des Kreises Dirschau. 1907.

den Toren niederlegen, sondern auch die evangelische Georgskirche. Der evangelischen Gemeinde räumte er dafür wider ihren Willen die Pfarrkirche ein. Infolge seines Wagemutes und seiner Kurzsichtigkeit kam Gustav Adolf nicht weniger als sechs mal in Lebensgefahr. Bei Liebschau traf ihn z. B. eine Musketenkugel am Halse, so daß er erheblich blutete. Die Schweden wurden bestürzt, weil sie die Wunde für tödlich hielten, und brachen die siegreiche Schlacht ab. Der Fortgang der kriegerischen Operationen führte den Schwedenkönig von Dirschau hinweg. Die Katholiken sahen in diesem Wegzug die Wirkung eines wundertätigen Bildes der „nährenden Mutter Gottes“ (vom Jahre 1560). Davon gibt noch heute eine polnische Inschrift, die geschichtliche Tatsachen mit Legenden mischt, Kunde. Sie lautet in deutscher Übersetzung: „Tollkühn zog Gustav Adolf heran, besetzte ganz Preußen, schändete in Dirschau Kirchen, Kelche und Altartücher, welche die Katholiken auf die heiligen Altäre gelegt hatten. Auf ihnen lagerten dreist die Häretiker. Die Ehefrau eines von ihnen richtete sich den Altar zum Wochenbette her, aber nur zu schnell mußte sie ihren Abzug nehmen, denn ein Heiliger Gottes in ehrwürdiger Gestalt sprach zu ihr: „Dieser Ort ist nicht deinetwegen hier“ und trieb sie hinweg vom Altare. Schreckenerfüllt eilt sie fort und läßt das heilige Gebäude in Ruhe. Und Gustav Adolf, der sich dieses Heims erfreut hatte, hörte es und verließ es eilig.“

An dieselbe Zeit — nur ein paar Jahre später — erinnert ein silberner Kelch der evangelischen Gemeinde. Der hat die Inschrift: Josua von Mittlow Mayor Anno 1635 Den 15. Augustus Gegeben zu Gottes Ehren Diesen Kelch Alhir in Dirschaw in die evangelische Kirche. Hans Christoph Lochmann Mator.“

Am 30. Oktober 1635 bekamen die Evangelischen die Berechtigung von dem duldsamen Könige Wladislaw IV., an Stelle der eingegangenen Georgskirche eine neue Kirche innerhalb der Mauern der Stadt zu errichten. Aus einem ehemaligen Speicher der Johanniter, der in der Feuersbrunst stehen geblieben war, unweit des Hohen Tores an einer scharfen Kante, wurde eine Kirche mit Unterstützung der Städte Danzig, Thorn und Elbing eingerichtet. 204 Jahre hat diese neue Georgskirche dem evangelischen Gottesdienst gedient. Als sie baufällig geworden war, erwarben die Evangelischen von der katholischen Gemeinde dank des weitgehenden Entgegenkommens des katholischen Pfarrers Mettenmeyer 1841 die leerstehende Dominikanerkirche. Die Einweihung dieser dritten St. Georgskirche fand 1853 statt.

Im zweiten Schwedenkriege (1655—58) wechselte Dirschau nicht weniger als viermal seine Landeszugehörigkeit. Von der einen Eroberung erzählt der Chronist eine Anekdote. Am Heiligen Abend 1655 schickte der schwedische General Steenbork seinen Obersten Fabian Berendt, um mit einem Haufen Dragoner in der Stadt Posto zu fassen. Als die Dirschauer die kleine Schar sahen, wurden sie unter ihrem polnischen Kommandanten keck. Da kam aber Steenbork mit seiner ganzen Heeresmacht heran und der Sturm ging los. Flugs entsank ihnen der Mut. Der Hauptmann ging zu dem Schweden, bestand noch wacker auf „Accords“, ließ aber dabei den Torschlüssel aus dem Schiebesacke“ (Seitentasche) herausgucken, nur um ihn sich entwenden und die Tore damit öffnen zu lassen.

Im nordischen Kriege wurde Dirschau abwechselnd von Schweden, Polen, Sachsen und Moskowitern ohne Schwertstreich eingenommen und hat viel ausstehen müssen.

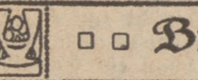
Mit der Friderizianischen Zeit 1772 wurde Dirschau Sitz eines Kreises und kam bald zum Aufschwung. Unter anderem befahl der große König, auch den Mist, „der von undenklichen Zeiten an der Mauer gelegen“ und der sich zu ganzen Bergen aufgetürmt hatte, zu entfernen.

Ja, der Mist! Schon während des 13-jährigen Städtekrieges hatte 1454 die Stadt Dirschau an Danzig das naive Verlangen gestellt, ihr mit einigen Pferden zu Hilfe zu kommen, um den Mist abfahren zu können. Während der ganzen polnischen Zeit war der Mist einfach gegen die Stadtmauer geworfen worden. Nachdem Friedrich der Große mit diesem Unwesen aufgeräumt, scheinen die Bürger aber doch bald wieder in ihren alten Fehler zurückgefallen zu sein, denn als die Franzosen 1807 Dirschau belagerten, wurde der Mist der Stadt zum Verhängnis. Am 23. Februar begann der Angriff. Auf französischer Seite waren es polnische und badische Truppen unter dem Kommando des Generals Dombrowski. Nach siebenstündigem Sturm wurde endlich die Stadt an einer Stelle, wo der Mist Graben und Mauer anfüllte, erstiegen. Es folgte eine unbeschreibliche Plünderung, so rabiat, daß später der General Lefèbre selbst seine Unmut geäußert hat. Dirschau wurde zur Lazaretstadt und Festung eingerichtet und dazu gehörig mit Lieferungen und Diensten herangezogen.

Der eigentliche Aufschwung Dirschaus ins Große ist von der Errichtung der Dirschauer Brücke zu datieren. Die ersten Entwürfe gehen ins Jahr 1844 zurück. Der erste Spatenstich wurde schon am 8. September 1845 getan. Als es dauerte noch lange, bis am 27. Juli 1851 von Friedrich Wilhelm IV. der Grundstein gelegt und am 12. Oktober 1857 der erste Zug die Brücke passieren konnte. An beiden Enden der etwa 800 Meter langen Brücke sind zwei Reliefbilder angebracht, auf der Marienburger Seite Hochmeister Winrich von Kniprode, der gerade den Littauerfürsten Kynstut unterworfen hat, und auf der Dirschauer Friedrich Wilhelm IV. mit Gefolge, unter denen sich auch später Kaiser Wilhelm II. und Friedrich III. befinden. Im Jahre 1889—91 wurde aus strategischen Gründen eine zweite Brücke neben der ersten gebaut, nun aber nicht mehr in dem durchlaufenden Gitterträgerwerk, sondern in der sog. Fischbauch-Konstruktion, wobei jedes Lager für sich besonders verankert ist. Später mußten noch, um die Tragfähigkeit der Belastung durch die neuen schweren Lokomotiven anzupassen, Laschen eingelegt werden.

Das ist etwas aus der vielbewegten Geschichte Dirschaus. Wer Zeit hat, besuche einmal die katholische Pfarrkirche, die trotz des Notdaches des Turmes einen massigen Eindruck macht, die evangelische St. Georgskirche (frühere Dominikanerkirche), die Ruinen der alten (2.) Georgskirche in der Stadtmauer, das Geburtshaus des Weltreisenden Joh. Reinhold Forster (geb. 25. Oktober 1729) und das ehemalige Komtureigebäude der Johanniter am Markte, in dem Napoleon gewohnt haben soll, das evangelische Pfarrhaus mit den Figuren der 4 Jahreszeiten auf dem Dache, die der Schenker Kaufmann Senger besonders liebt, das 1912 der Stadt gestiftete Schefflerbad, den schönen Stadtpark mit seinen Hügeln und Schluchten usw. Vor allem vergesse man auch nicht den evangelischen Friedhof. In der Nähe stand das ehemalige Kriegerdenkmal, auf dessen Sockel jetzt eine polnische Inschrift steht, die auf deutsch heißt: „Am Jahrestage der Rückkehr Dirschaus in den Schoß Polens als sichtbares Zeichen des Triumphes der Gerechtigkeit über die Gewalt und der Liebe zu dem geliebten Vaterlande weihten diese Tafel die Einwohner von Stadt und Kreis Dirschau 30. 1. 1920—30. 1. 1921.“ Auf dem Kirchhofe sind zwei Denkmäler besonders bemerkenswert Das eine ist eine Tafel auf einem Grab, das von dem Erbgute des Verstorbenen, welches in andere Hände übergegangen, hierher übertragen ist. Auf der Tafel steht: „Erbbegräbnis. Hier ruhet in Gott der pensionierte Rittmeister Friedrich Baron v. Hundt aus Alt Grottken, geboren den 28. März 1782, gestorben den 7. Juni 1845, von dem allverehrten großen König Friedrich II. in Halle eigenhändig über die Taufe gehalten.“

Auf dem zweiten Denkmal steht: Rudolph Eduard Schinz, Ingenieur, geboren in Zürich am 17. April 1812, gestorben in Dirschau am 8. Oktober 1855, demAndenken an das verdienstvolle Wirken ihres Mitarbeiters — Bau der Weichsel- und Nogat-Brücken Die Königliche Bauverwaltung.“ Schinz war der geniale Konstrukteur der Weichselbrücke. Seine Pläne und Berechnungen wurden von allen Seiten angegriffen, verspottet und für verderblich angesehen. Die aufreibende Arbeit und die dauernde Anfeindung machten seinem Leben ein vorzeitiges plötzliches Ende, wenige Tage bevor die Ausrüstung des ersten Trajektes die Richtigkeit seiner Anschläge glänzend erwies. J. P.




Bunte Chronik

*** Tausend Menschen ertrunken.** Nach einer Meldung des „Daily Expreß“ sollen in Tokio bei der Überschwemmung mehr als 1000 Personen ertrunken sein. 2000 Häuser stehen unter Wasser. Desgleichen die Vorstadt Lung-Schau sowie die Insel Tokto. Infolge Lebensmittelmangels droht 3000 Menschen eine Hungerkatastrophe. Die Flüsse sind im andauernden Steigen.

Lustige Rundschau

Stammbuchweisheit.

In einem Mädchenalbum vom Jahre 1782 findet sich folgender Vers, der wohl auch anderwärts bekannt ist:

„Es legte Adam sich im Paradiese schlafen;
Da ward aus ihm das Weib geschaffen.
Du guter Vater Adam du,
Der erste Schlaf war deine letzte Ruh'.“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.